

# Homo viaticus, der Reisegegn

Unterwegs in Tansania und Japan

*Jörn Dölfel*

*Jörn Dörfel*, Jahrgang 1941, Kindheit in Ost-Berlin, Flucht in den Westen 1954. Schule und Studium in Frankfurt am Main, sowie in Freiburg und Newcastle upon Tyne. Die Sprachlosigkeit in Familie und Gesellschaft trieb ihn frühzeitig dazu, schreibend sich seiner selbst zu vergewissern. Bevorzugte Textsorten waren Briefe an Großmutter, Mutter und Freunde, an die Lieben, die ihm über den Weg liefen (und er hinterher) und schließlich an seine Kinder. Frühzeitig kamen Reisenotizen hinzu, als er zum Beispiel als Pfadfinder durch Norwegen und England trampelte. Ausführlicher und lebhafter schrieb er über seine Globetrottereien in Ladakh, Namibia, Australien, Kuba, Peru und anderen Ländern. Als ihm ein guter Freund riet, seine vielen Reiseberichte zu durchforsten und zu überarbeiten, tat er das mit neuerwecktem Interesse.

Unregelmäßige Tagebuchaufzeichnungen wuchsen sich im Laufe des Lebens zu einer umfangreichen Autobiografie aus. Nach seiner Pensionierung erweiterte er in vielen Schreibgruppen die Textsorten in den fiktionalen Bereich hinein und publizierte eine Sammlung von Geschichten und Texten, die er »Pferdeäpfel in der Luft« nannte. Es sind keine Pferdeggeschichten.



# ***Inhalt***

## **Teil I: Tansania**

### *Vorbemerkungen*

Auf Safari bei den Massai im Juli 1985

Eintritt in ein fremdes Land: Tansania

Die Massai – ein Volk von gestern?

»Pole, pole«

Unterwegs in einem Entwicklungsland

Schwarzafrikas an der Jahreswende von 1985 zu  
1986

### *Mein Weg zum Reisen*

## **Teil II: Japan**

»Enjoy being on your own«

*Nippon Tag für Tag: 30. Juli – 1. September 2008*

Am Anfang ist das Irren

Nikko Sightseeing Tour

Mit Pokémon nach Hokkaido

Sapporo: Wir gehen baden

Vorwärts, rückwärts, seitwärts, ran

Feuer unter'm Hintern

Wo ist der Kürbis?

Schnellkurs im Umsteigen

Rund um Lake Ashi

Heejie hojie Hachioji

Im Wald

»... viel Glück Berg Fuji zu besteigen!«

Was mich auf die Berge treibt

Durchschnaufen und Hortensien

Unterwegs mit der Bahn, Teil II

»Getting templed and shrined out in Kyoto «

Zwei Frankfurter Würstchen und die Kyoto  
Cuisine

Shikoku – von Pilgertempeln und einem  
Kriegsgefangenenlager

Last Exit Hiroshima

Sayonara, Tokio

### *Japanische Streiflichter*

Haariges

Mandelaugen und Schlitzohren

Haste Töne?!

Zen oder: Die Kunst, das japanische Essen zu  
überleben

Die Flodders

Wenn Japaner die Stäbchen abgeben

English as she is Japped

Nachlese 1: »*Wrong about Japan*«

Nachlese 2: »*an artist of the floating world*«

*Epilog: »In travelling trouble gives character«*

*Dank*

»Du kannst die Welt in deinen Büchern kennenlernen«  
- *sagt der Stubenhocker.*

»Der kürzeste Weg zu dir selbst führt um die Erde«  
- *sagt der Weitgereiste.*

»Der Weg ist das Ziel«  
- *sagt der Buddhist.*

»Viel zu spät begreifen viele  
die versäumten Lebensziele.  
Drum, Mensch, sei beizeiten weise,  
höchste Zeit ist's: reise, reise!«  
- *der Praktiker J. W. Goethe*





# Teil I



# Tansania



## ***Vorbemerkungen***

**D**ie Texte in diesem Buch stammen aus den Jahren 1985/86 (Tansania) und 2008 (Japan). Sie sind jeweils historisch gebundene Momentaufnahmen. Um meine beiden Reisen nach Tansania zeitlich einzuordnen, will ich in aller Kürze einige weltweit und für Deutschland bedeutsame Ereignisse aus den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts erwähnen.

Nachdem Ronald Reagan 1982 erneut zum amerikanischen Präsidenten gewählt wurde, besucht er im Juni des Jahres die BRD. In Bonn kommt es daraufhin zur größten Friedensdemonstration, die jemals in Deutschland stattgefunden hat. Als die Amerikaner 1983 mit der Stationierung der Pershing II Raketen in Deutschland beginnen, protestieren über 400 000 friedensbewegte Demonstranten, indem sie von Stuttgart nach Neu-Ulm eine 108 Kilometer lange Menschenkette bilden (der Autor ist an beiden Ereignissen beteiligt gewesen). 1984 finden in Afrika mehrere Militärputsche statt (in Nigeria, Kamerun und in Guinea). Eine große Dürre führt in 20 afrikanischen Ländern zu Missernten und Hungersnöten. Am schlimmsten ist Äthiopien betroffen, monatlich sterben hier fast 20 000 Kinder an Unterernährung. In Südafrika kommt es erneut zu ausgedehnten Rassenunruhen. Im März 1984 ziehen die Grünen erstmalig in den Bundestag. Im März 1985 wird Michael Gorbatschow Generalsekretär der KPdSU. Die RAF Terroristen Christian Klar und Brigitte Mohnhaupt werden verurteilt. Richard von Weizsäcker hält am 8. Mai im

Bundestag seine berühmte Rede zum Ende des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. An der Glienicker Brücke in Potsdam findet in diesem Jahr der größte Agentenaustausch in der Nachkriegsära statt: 25 Westspione gegen 4 Ostagenten. Das Kreuzfahrtschiff Achille Lauro wird von Palästinensern entführt. Die Rainbow Warrior von Greenpeace wird im Hafen von Auckland vom französischen Geheimdienst versenkt. In Hessen kommt es zur ersten rot-grünen Koalition. Im Juli gewinnt der 17-jährige Boris Becker als erster Deutscher und jüngster Spieler in Wimbledon. 1985 ist das unfallträchtigste Jahr in der Geschichte der zivilen Luftfahrt: Bei 15 Flugzeugabstürzen kommen über 1500 Menschen ums Leben, darunter ist eine Boeing 747, die in Japan mit 524 Menschen an Bord gegen einen Berg fliegt und damit das schwerste Unglück mit nur einem beteiligten Flugzeug darstellt. Die Ausbreitung der »tödlichen Seuche« AIDS führt zu großer Verunsicherung, ja Panik. Am 16. Juli stirbt Heinrich Böll.

Auf einer weniger bedeutungsvollen Ebene spielten für die Reisenden in jenen Jahren andere Umstände eine Rolle, wie etwa der früher übliche nahezu totale Kontaktabbruch mit zu Hause (Briefe in die Ferne erreichten den Reisenden nur per Poste Restante), während es heute gang und gäbe ist, täglich mit Müttern zu telefonieren, damit sie im Ernstfall das Kind auch glatt aus einer Notsituation im australischen Outback herausholen kann. Auch die Terminologie hat sich geändert. Das macht eine Reisebeschreibung dann unstimmig, wenn ich beispielsweise bestimmte Begriffe in meinen ursprünglichen Tagebuchaufzeichnungen aus dem schwarzen Afrika von 1985 rückwirkend in eine heute akzeptable Sprache ändern muss. Denn was zu der Zeit noch üblich war, Schwarzafrikaner etwa Neger zu nennen, manche Stämme Namibias Hottentotten und die Welt wertend in Erste-, Zweite- und Dritte-Welt-Länder

einzuteilen, ist heute nicht mehr hinnehmbar. Damit geht zwar eine gewisse Historizität verloren, andererseits wird dem Leser, der Leserin von heute nicht der Zugang erschwert.

Wenn ich im Untertitel des zweiten Teils meines Reiseberichts zu Tansania von einem *Entwicklungsland* spreche, so tue ich das trotz der Tatsache, dass internationale und nationale Organisationen ihre Probleme mit diesem Terminus haben. Dennoch wird er auch in der Fachsprache der Entwicklungspolitik sowie in den Medien wegen seiner Einfachheit und Anschaulichkeit nach wie vor verwendet. Da es keine allgemein anerkannte Definition gibt, fällt es nicht schwer, beispielsweise auch Deutschland als Entwicklungsland zu bezeichnen, wenn man seine vielen Ländern hinterherhinkende Digitalisierung als Kriterium nimmt. UNO, Weltbank und andere internationale Organisationen verwenden gerne Begriffe wie *Less Developed Countries* (LDC) und *Least Developed Countries* (LLDC) und umgehen so nur leicht verschleiern das Problem, mit einem Begriff ein Land zu »bewerten«. Ich finde auch den Ausdruck »Schwellenländer« für jene, die gerade im Begriff waren, den Entwicklungsstand eines Industrielandes zu erreichen, zumindest unglücklich. Wenn ich also Tansania ein Entwicklungsland nenne, dann aufgrund seiner spezifischen strukturellen Probleme, seiner schwierigen ökonomischen und ökologischen Merkmale, mangelnden natürlichen Ressourcen, soziokulturellen und politischen Besonderheiten und seines großen Bevölkerungswachstums. Unter anderem.

Im anderen Deutschland, in der DDR, lehnte man den Begriff Entwicklungsland übrigens empört ab und nannte jene gerade entkolonialisierten Länder sympathisch »junge Nationalstaaten«. Hatte etwas von Aufbruch. Nur setzte sich der Begriff nicht durch und ist längst verschwunden. Denn einmal haben viele dieser Länder sehr wohl alte Kulturen (Zimbabwe, Nigeria, Mali, Benin, Sudan, Äthiopien, die

Staaten der Haussa und die Königreiche der Joruba, etc.), zum anderen waren es auch keine organisch gewachsenen »Nationalstaaten«, sondern Gebilde, deren Grenzen von den alten Kolonialherren gezogen worden waren, ohne Rücksicht auf ethnische, kulturelle oder geographische Zusammenhänge.

Tansania ist insofern ein Sonderfall, als der »Vater der Nation« Julius Nyerere als einziger afrikanischer Staatsführer nach Erlangen der Unabhängigkeit einen »afrikanischen Sozialismus« als Entwicklungsmodell für sein Land propagierte. Er nannte ihn *Ujamaa*, das Suaheli-Wort für Dorfgemeinschaft, Familie und Gemeinschaftssinn. Zusammen mit dem Prinzip der Selbstverantwortung und Eigenständigkeit (engl. *Self-Reliance*) wurde es 1967 in der Arusha-Deklaration zum Gründungsmotto des neuen Staates. Zu den Maßnahmen des Ujamaa-Sozialismus gehörten die Verstaatlichung der Banken sowie Bildungs- und Landreformen.

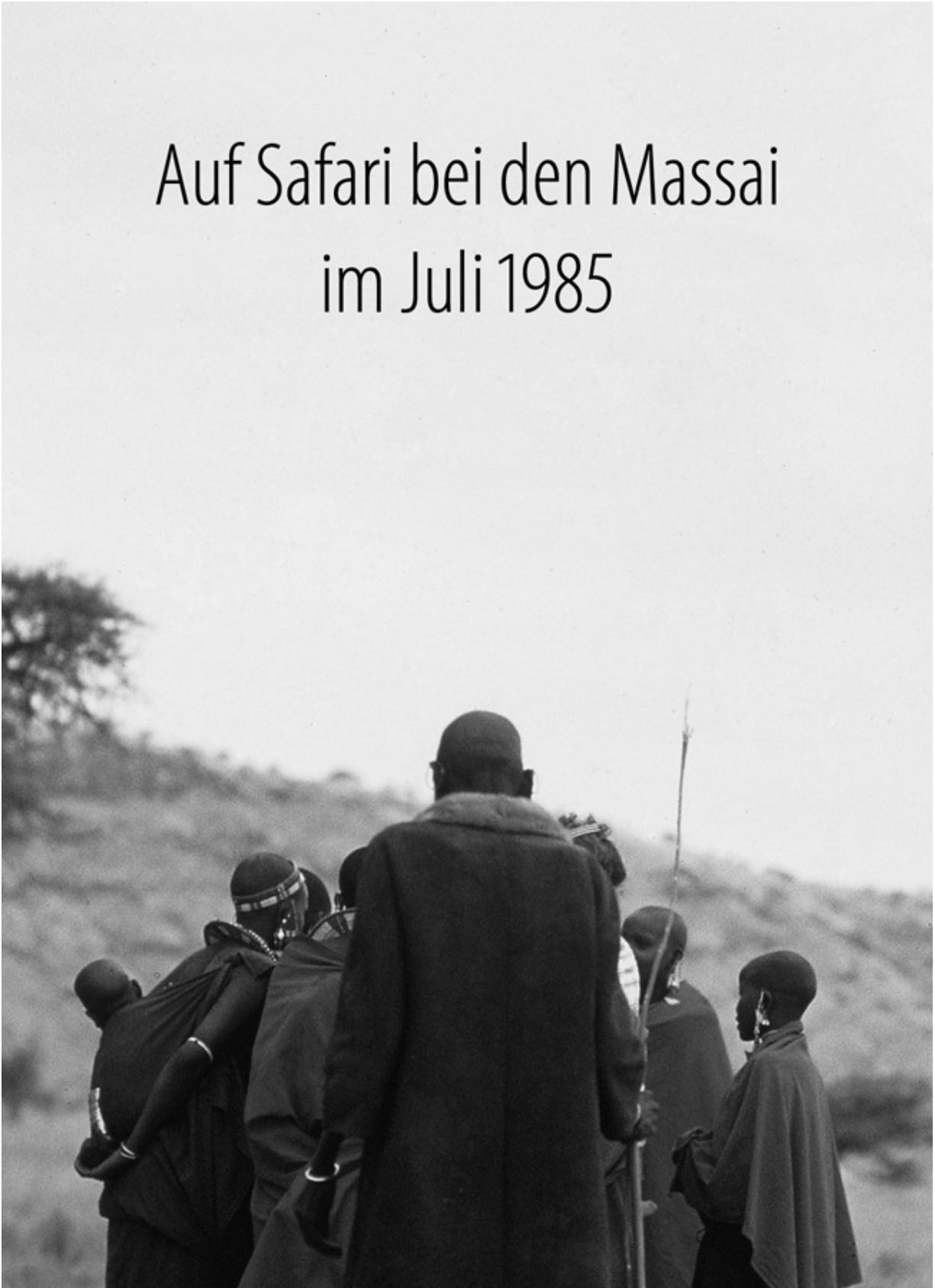
1985 trat Julius Nyerere von seinem Amt als Präsident zurück, nachdem seine Vorstellungen von Selbstverantwortung und eigenwirtschaftlicher Entwicklung gescheitert waren. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte kein afrikanisches Land so viel Entwicklungshilfe bekommen wie Tansania (mehr als 11 Milliarden DM), und Weltbank und Internationaler Währungsfond drehten den Geldhahn zu, um so Reformen zu erzwingen. Andererseits blieb Tansania trotz seiner ethnischen Vielfalt (über 130 Volksstämme sowie arabische und indische Minderheiten) ein friedliches Land, das kein Bürgerkrieg auseinander riss.

Es war genau diese Friedfertigkeit und die auf eine selbstbestimmte, unabhängige Entwicklung festgelegte Ideologie des Landes, die meine damalige Frau und mich Anfang der Siebzigerjahre veranlassten, an das *President's Office, The State House* in Daressalam zu schreiben und unsere Dienste als Lehrer (für Englisch und Geographie) anzubieten. Wie die Hauptgeberländer Tansanias

(hauptsächlich aus Skandinavien) wollten auch wir unseren Beitrag zur Entwicklung leisten. Zusätzlich bekundeten wir unseren guten Willen dadurch, dass wir eine nicht unbeträchtliche Spende anboten. Das Sekretariat des Präsidenten bedankte sich höflich in perfektem Englisch für unser Engagement und die Spende (die dem Aufbau einer Grundschule zugute kam), aber man habe selber genügend Fachkräfte und bemühe sich ja, möglichst auf eigenen, unabhängigen Füßen zu stehen. Fair enough. Im Nachhinein muss ich sagen, dass wir von einer geradezu herzigen Naivität geleitet gewesen waren.

Für Jahre verdrängte die Familie, zu der mittlerweile zwei Kinder gehörten, jede weitere politische Betätigung. Erst 1985, als wir geschieden wurden, kam mir Tansania wieder in den Sinn. Dem lagen allerdings keine politischen Überlegungen mehr zugrunde, es war eine spontane, rein abenteuerlich motivierte Entscheidung in einer persönlichen Krise, jetzt dorthin zu wollen. Ich suchte mir keine neue Frau, ich legte mir keinen neuen flotten Schlitten zu oder plante, mich in eine selbstgebaute Blockhütte in Alaska zurückzuziehen, ich wollte auf den Kilimandscharo. So flog ich im Sommer 1985 ohne gezielte Planung und Organisation nach Tansania. Hin- und Rückflug waren gebucht, der Rest würde sich schon ergeben. Und da mir trotz allen politischen Hintergrundwissens Schwarzafrika unbekannt und mir etwas bang war, hatte ich die Reise auf nur zwei Wochen angelegt, die würde ich schon irgendwie überstehen. Da sie überraschend aber einen ganz anderen Verlauf als geplant nahm, fuhr ich zu Weihnachten desselben Jahres gleich noch einmal dahin.

Auf Safari bei den Massai  
im Juli 1985







## ***Eintritt in ein fremdes Land: Tansania***

Irgendwo in dem Wolkenwust, der uns umgibt, muss sich der Kilimandscharo verbergen. Erst im unteren Teil des Anflugs auf den Kilimanjaro International Airport lässt der Dunst einen ernüchternden Blick zu auf die eintönige flache Savanne. Das kann alles noch besser werden, exotischer, spannender, romantischer. Vorerst müssen wir die Gangway runter und dann über die harte Rollbahn laufen zu dem kleinen Empfangsgebäude, das einer sachlichen Anhäufung von miteinander verwobenen barackenähnlichen Bungalows ähnelt.

Meine erste Begegnung mit tansanischen Staatsdienern. Während ich eine »Declaration of Arrival and Departure« ausfülle, teile ich einem der Beamten mit, dass ich kein Visum habe. Daraufhin nimmt er meinen Pass und die Einreiseerklärung und verschwindet in einem Büro. Ich warte so lange, bis ich merke, dass er mich durch ein Fenster hereinwinkt. Ob ich schon eine Devisenerklärung ausgefüllt habe. Nein. Er schiebt mir ein Formular hin, auf dem ich pflichtschuldigst meine finanzielle Situation vermerke. Nachdem er sich dann durch einen Blick schlau gemacht hat, wieviel Geld ich dabei habe, sagt er, dass das Visum 10 US-Dollar koste. Er steckt die 10 Dollar in seine Hosentasche, eine Quittung bekomme ich nicht. Während ich noch etwas über das Verfahren verwundert bin, frage ich ihn, wo ich denn das Geld umwechseln könne. Bei ihm. Ich sage: Okay, 100 DM. Er kennt aber den Umrechnungskurs nicht, schreibt blödsinnige Zahlen auf ein Stück Papier (wie

1 Tansanischer Schilling > 5 DM), bis ich ihn korrigiere und sage, dass ein Austauschkurs von 1 DM > 5 TSh wahrscheinlicher sei. Er nickt. »That's correct« - und gibt mir 500 Tansanische Schillinge aus seiner Hosentasche. Wieder ohne Quittung. Er reicht mir ein neues Formular für die Devisenerklärung, ich solle es noch einmal ausfüllen, minus 100 DM! Ich korrigiere das alte und gehe dann zum Zoll. Dort werden erneut alle meine Formulare durchgesehen und ich an den nächsten Bankschalter zum Wechseln verwiesen. Jetzt wird es mir zu bunt. Ich sage dem Beamten, dass ich bereits bei seinem Kollegen gewechselt habe und nicht daran dächte, noch einmal Geld einzutauschen. Er guckt ungläubig und geht zu seinem Vorgesetzten. Der schimpft heftig auf Suaheli und will, dass ich ihm den ersten Beamten zeige. Jetzt wird mir mulmig. »I don't want to cause any trouble«, usw. Nachdem sie sich noch etwas theatralisch geäußert haben, lassen sie mich laufen. Ich verstehe natürlich nichts, außer, dass sie mich aufs Kreuz gelegt haben.

Vor dem Flughafen kein öffentlicher Bus, kein Taxi, kaum Pkws, aber ein Truck, der gerade wegfahren will. Ich frage den Fahrer, ob er nach Arusha wolle und mich vielleicht mitnehmen könne. Es stellt sich heraus, dass er gerade seine Freundin vom Flugzeug abgeholt hat und jetzt zur Momella Lodge fährt. Wir kommen ins Gespräch und ich erfahre, dass Trevor, so heißt der junge Mann, ursprünglich aus London stammt, seinen alten Job als Automechaniker dort nicht mehr ausüben wollte und jetzt für ein englisches Reiseunternehmen Safaris organisiert und fährt. Dann erzählt er mir, dass er gerade eine zweieinhalbwöchige Safari durch die Serengeti, das Hochland der Riesenkrater und den Ngorongoro Krater plane. Bei der Erwähnung dieser Sehnsuchtsorte werden Erinnerungen wach an die Filme »Ein Platz für Tiere« und »Serengeti darf nicht sterben«, die in meiner Jugend im Fernsehen liefen. Damals, Ende der Fünfzigerjahre, klebte ich am Bildschirm meiner Großmutter,

als Vater und Sohn Grzimek von ihren Abenteuern in Tansania berichteten und Landschaften unbeschreiblicher Schönheit und eine wilde, paradiesische Tierwelt zeigten.

Ohne allzu viel Hoffnung zu haben, noch in eine festgelegte Reisegruppe aufgenommen zu werden, frage ich Trevor dennoch, ob ich nicht mitkommen könne. Kein Problem, er habe durchaus noch einen Platz auf dem umgebauten Bedford Lastwagen und ich könne gerne mit von der Partie sein. So spontan habe ich noch nie einen Reiseplan umgestoßen: Die Safari soll zu einer der großartigsten Erfahrungen meines Lebens werden.

Auf der Momella Lodge, die Hardy Krüger kaufte, nachdem er dort zusammen mit John Wayne den Klassiker »Hatari« gedreht hatte, komme ich am Abend in der Bar mit Trevor, der jetzt seine legere Khakiuniform gegen eine faltenlos gebügelte eingetauscht hat und mit Janet, seiner Freundin und begabten Zeichenkünstlerin, ins Gespräch. Mit dazu gehört Susan, eine junge quicklebendige Neuseeländerin, die hier mit Trevor den Laden schmeißt. Sie beklagen sich darüber, dass die vom Ministerium verfügten drastischen Gebührenerhöhungen – zum Beispiel ist der Eintritt in den Arusha Nationalpark pro Person und Tag von circa 2,50 US Dollar auf 15 erhöht worden – so verdammt kurzfristig mitgeteilt worden sind. »People in England paid for the safari a year ago at the old rates, and now we have to pay the difference ourselves!« Um dem allerdings wenigstens zum Teil zu entgehen, denken sie daran, den Ablauf der Safari zu ändern, indem sie etwa häufiger außerhalb des Parks zelten wollen. Aber auch um Preiserhöhungen werden sie nicht herumkommen. Dabei zeigen sie durchaus Verständnis für die hohen Gebühren, denn sie sehen sehr wohl, dass dieses arme Land wenig mehr im internationalen Kontext anzubieten hat als seine Natur, und irgendwie muss es an Devisen kommen. Soweit ich das sehe, sind die Personalkosten des Safari-Unternehmens gering, denn der Lohn pro Angestellte/ r beläuft sich auf 800 – 1000 TSh pro

Monat. »But they can't buy anything for that, so they are happy to get a shirt, a pair of jeans, some shoes etc.« Das seien im Übrigen auch die üblichen öffentlichen Löhne. »Auch für die Beamten am Flughafen?« frage ich. Dann erzähle ich ihnen die Story, die mir dort widerfahren ist. »I thought you got through pretty quickly!«, grinst Janet. Sie müssen mit dem, was sie an mir verdienten, sehr zufrieden gewesen sein, dass sie mich nicht weiter filzten. Als ich ihnen erzähle, dass die beiden Zollbeamten über ihren Kollegen so erzürnt schienen, lachen sie alle herzlich und meinen, sie hätten mich so schnell laufenlassen, um dann von ihrem Kollegen ihren Anteil zu fordern! So besehen wirkt auch der im Nachhinein keineswegs so »blödsinnig«, als er vorgab, den offiziellen Umrechnungskurs nicht zu kennen, sondern ich bin der Doofe gewesen. Nach Trevor bekommt der Typ auf dem Schwarzmarkt für die 10 Dollar 1000 TSh und für die 100,- DM 3000 TSh! Macht insgesamt 3 bis 4 Monatsgehälter für ihn und seine Beamten-Kumpane. Kein schlechter Schnitt, noch so ein paar Dussel wie ich pro Tag und die können bald den Flughafen kaufen.

Am nächsten Tag holt Trevor alle restlichen Mitglieder unserer Safaritruppe vom Flughafen ab. Dazu gehören zwei vor Kraft strotzende junge Australier, ein umgänglicher Schwede, den ich für sein wunderbar melodioses schwedisches Englisch mag, eine Truppe von sechs verschwippten, verschwägerten und befreundeten Holländern, die natürlich bevorzugt in ihrem Idiom miteinander verkehren, aber auch sonst sich auf Englisch prima verständigen können, ein weiterer junger Engländer, der unauffällig bleiben wird, zwei seltsame, rundliche Belgierinnen, die praktisch während der ganzen Fahrt nur miteinander Kontakt haben (ich werde sie nicht einmal Englisch reden hören), und schließlich Yours truly, der einzige Deutsche. Dazu kommen Trevor und Janet und unsere afrikanische Begleitcrew Freddy, Greyson und Eric. Wir sind also 18 Leute auf dem Expeditionstruck.

Am frühen Morgen des folgenden Tages brechen wir auf. In Arusha versorgen wir uns mit genügend Proviant und Wasser für die zehntägige Safari. Ich nutze die Gelegenheit, Geld ganz offiziell einzutauschen. Vor und hinter dem Schalter großes Gedränge. Wir geben uns gegenseitig Tipps und versuchen uns an Erklärungen zur Prozedur, füllen diverse Formulare aus und: warten, während hinter dem Schalter geschäftiger Leerlauf herrscht. Schließlich bekommen wir alle Batzen von Papier und Formularen und sollen uns zum dichtumlagerten Kassenschalter begeben. Ob wir nach einer Stunde Formalkram unser Geld kriegen? Das Gewusel um uns irritiert uns, dann stellt sich heraus, dass die 8 bis 10 Afrikaner nur Schaulustige sind, die sehen wollen, was da so alles abläuft und wieviel Geld über den Tresen geht. Von mir wandern 200,- DM hinüber, und während ich auf meine tansanischen Schillinge warte, schiebt mir der Schalterbeamte etwas konspirativ einen Zettel zu, auf dem in säuberlicher Handschrift auf Englisch in etwa geschrieben steht, dass irgendjemand zum Schwarzmarkt gegangen sei, um dort Geld zu wechseln, und ich könne von ihm, dem Bankbeamten, erfahren, wo er zu finden sei. Da ich damit nichts anzufangen weiß, gebe ich den Zettel ratlos zurück. Als wir uns später dann über das Erlebnis austauschen, fällt der sprichwörtliche Groschen: Offensichtlich war der Schaltermensch der Meinung, dass wir zu viel Geld offiziell tauschten und er uns den Tipp gebe, es doch schwarz einzuwechseln, wir brauchten ihn nur zu fragen, wo. Sauber, sauber.

### ***Die Massai - ein Volk von gestern?***

Nach kaum mehr als einer halben Stunde hinter Arusha verwandelt sich das fruchtbare Grün der Landschaft in ein stumpfes, staubiges Braun aus verdorrten Gräsern.

Erosionsrinnen mäandern über den Boden. Wir fahren an verstreuten Kralen aus lehmigen, strohgedeckten Rundhütten vorbei, die umgeben sind von ärmlichen Feldern raschelnder, wispernder Maisstauden. Klapperdürre Zeburinder, Schafe und Ziegen suchen in dieser Landschaft etwas zu beißen.

So abenteuerlich sich das für mich auch anfühlt, so seltsam erscheint es mir, so fremdartig komme ich mir vor in diesem Land. Das wird mir besonders deutlich, als wir ein spätes Lunch am Nachmittag einnehmen und ein paar hagere Kinder und Jugendliche auftauchen. Wir sitzen da und mampfen unseren Rohkostsalat (aus geschnitzeltem Weißkohl, aus Karotten, Paprika, Zwiebeln, verrührt mit schmackhafter Majonnaise), Brot mit Wurst, dazu Aprikosenmarmelade, während die abgerissenen Gestalten vor uns, die sich wahrscheinlich glücklich schätzen, wenn sie eine Mahlzeit am Tag bekommen, uns dabei zusehen. Sie sehen nicht unterernährt aus, aber die Szene macht einen deprimierenden Eindruck. Dieser wird noch dadurch verstärkt, dass die Kleinsten von ihnen dreckige Säcke hinter sich herziehen, in denen sie Kuhfladen sammeln. Dabei stehen sie einfach nur vor uns, freundlich, neugierig und zurückhaltend.

Der Kontrast zwischen uns, zwischen »Erster« und »Dritter Welt« könnte nicht sinnfälliger sein. Auf der einen Seite sind wir, gutgekleidet, wohlgenährt bis dick, jeder mit mindestens einer Kamera bewehrt, mit Campbeds, Zelten, diversen Kochtöpfen, Tischdecken, Tellern, Messern und Gabeln ausgestattet, auf einem riesigen, Diesel verschlingenden Truck durch die Landschaft fahrend und eine Staubfahne nach uns ziehend, die jeden Fußgänger einhüllt, mit einem teuren Flugzeug von weither angereist – kurz: einen ungeheuren Reichtum darstellend. Auf der anderen Seite sind die ärmlich gekleideten, zumeist nur dürftig genährten Afrikaner, deren Hauptverkehrsmittel ihre Beine sind. Ich habe den Eindruck, dass die meisten von

uns, sofern sie den Gegensatz überhaupt wahrnehmen, ihn durch Nichtbeachtung oder »intensive« Gespräche untereinander zu überdecken suchen.

Noch einmal zwei luftige und durchgerüttelte Stunden später und wir stehen an der Abbruchkante des Ostafrikanischen Grabenbruchs und sehen hinunter auf die mit Schirmakazien gesprenkelte Talsohle. Dieser Teil Ostafrikas besteht aus einem System von Schollen, die zu beiden Seiten mehrerer Grabenabschnitte stark herausgehoben und angekippt worden sind, die alle zum Tausende von Kilometern langen afrikanischen Rift Valley gehören. Diese geomorphologischen Erscheinungsformen sind das Ergebnis einer gewaltigen, langsam aufsteigenden Beule der Erdkruste (des Ostafrikanischen Schildes), die an ihrer Oberfläche auseinandergerissen wird. Als Begleiterscheinungen haben sich an den Verwerfungslinien zahlreiche Vulkane gebildet, aber auch magmatische Decken ergossen (in Deutschland kennen wir in bescheidenerem Maße dasselbe Phänomen: den Oberrheintalgraben mit dem Kaiserstuhl und nördlich von Frankfurt, wo der Bruch sich im Untergrund nach Norden fortsetzt, den Schildvulkan des Vogelsberges).

Trevor lässt uns alle vom Truck absteigen, weil er meint, die Fahrt auf der steilen, unbefestigten Piste, die streckenweise eher einem ausgewaschenen Bachbett ähnelt, sei nicht nur gefährlich, wir seien zu Fuß wahrscheinlich auch schneller. Er sollte in allem recht behalten. Wir bangen um ihn, als wir sehen, wie er in manchen Kehren mehrfach vorwärts und rückwärts setzen muss und oft auch eines der Räder keine Bodenhaftung hat.

Während wir die steile Staubpiste hinunterlaufen und die gut 300 Meter Verwerfungshöhe an dieser Stelle überwinden, bietet sich uns ein überwältigender Anblick: unter uns der flachwellige Grabenboden mit seiner spärlichen Dornbusch- und Baumsavanne und in etwa 20 - 30 Kilometer Entfernung die andere Seite des Rift Valley, wo

wir die Silhouetten mehrerer mächtiger Schildvulkane sehen. Im Tal Fahrzeugspuren, aber nirgendwo Staubsäulen. Keine Siedlung, keine Telegraphenmasten oder gar Überlandleitungen, nichts, was an Menschen erinnert. Unglauben und Ehrfurcht erfüllen mich bei dem Gedanken, dass hier die Wiege der Menschheit stehen soll.

Gegen halb sechs halten wir neben der Piste unter einer großen Schirmakazie. Jetzt gilt es, das Lager aufzuschlagen. Während je zwei sich ihr geräumiges Zelt errichten und die Feldbetten zusammenstecken, beginnen unsere drei schwarzafrikanischen Begleiter, Köche und guten Geister mit der Vorbereitung des Essens. Wir suchen Brennholz.

Als sich die Sonne den Vulkanen im Westen nähert und alles in ein mildes, warmes Licht hüllt, haben wir unsere erste Begegnung mit den Massai. Zwei junge Krieger, in die charakteristische rotbraune Toga gehüllt und mit langen Speeren bewaffnet, sind händchenhaltend aus dem Nichts der Steppe aufgetaucht, Erscheinungen aus einer anderen Welt. Ich versuche mich ihnen durch das, was ich über sie gelesen und schon von ihnen gehört habe, zu nähern. Danach gehören sie der Altersklasse der Moran an, der jungen Krieger, die abseits ihrer Familiendörfer in Kriegerdörfern zusammen wohnen. Sie schweifen frei herum und üben sich angeblich in kriegerischen Tätigkeiten. Dazu gehörte in der Vergangenheit (?) das Töten von Löwen und das Stehlen fremder Rinder, was aber jetzt offiziell verboten ist. Sie haben die Aufgabe, den Stamm, die Sippe und natürlich ihre Rinder zu beschützen. Von Angriffen auf Touristen oder dass sie sie verjagten, ist nichts bekannt, dennoch flößen mir ihre langen Speere mit ihren höllisch scharfen breiten Klingen an einem Ende und die ebenso langen vierkantigen Spieße am anderen gehörigen Respekt ein.

Die beiden Krieger sind sehr jung und ihr glatt gebürstetes und mit Ocker gefärbtes Haar ist noch nicht so lang gewachsen, dass sie es in die unzähligen langen Zöpfchen



geflochten hätten, die so typisch für die Moran sind. Sie gehen mir bis zur Nase, beziehungsweise zur Schulter, sind von außerordentlich schlankem, geradezu zartem Körperbau und haben schmale, feingliedrige Hände, die sich, als sie sich später von uns mit Handschlag verabschieden, kühl anfühlen. Schwer vorzustellen, dass dies so furchtlose Krieger sein sollen wie ihre Vorfahren, um die arabische Sklavenhändler und weiße Eroberer einen ehrfürchtigen Bogen zu machen pflegten. Und heute angeblich auch die Löwen.

Sie bezaubern mich durch die Zartheit und Anmut ihrer Bewegungen und ihres Wesens und ihre geradezu kindliche Neugier, mit der sie wissen wollen, wie es durch einen Fotoapparat und ein Fernglas aussieht. Sie lassen sich von uns die Uhren zeigen und setzen sich auf lässige Art eine Brille mit dicken Gläsern auf. Dabei bewahren sie immer ihre ernste und humorvoll-distanzierte Art. Ein natürlicher Stolz geht von ihnen aus und eine innere Freiheit, wie ich es noch nicht erlebt habe. Wenn ich mir so meine Reisegenossinnen und -genossen ansehe, so hat niemand von uns dieses souveräne Selbstbewusstsein und diese in sich ruhende natürliche Sicherheit und Ausstrahlung. Die beiden Massai gehören für mich in diese Landschaft, in diese Pflanzen- und Tierwelt, unter diesen Himmel. So wie die schlanken und flinken Gazellen hierhin gehören! Dagegen komme ich mir völlig fehl am Platze vor, so träge, plump und fremd wie die Rinder, die hier auch nicht heimisch sind. Warum ausgerechnet bei den Massai das europäische Rindvieh, beziehungsweise das noch häufigere indische Zeburind mit dem charakteristischen Buckel zu einem solchen Statussymbol geworden ist, ist mir schleierhaft. Im Gegensatz zum einheimischen Wild hat es einen höheren Fettanteil, mit seinen größeren, harten Hufen zerstört es die Vegetation des Savannenbodens, die schweren Tritte zerbröseln leicht die obere Bodenkrume und lösen

Staubwirbel aus. All das trägt nicht wenig zur Bodenerosion bei, die wir überall sehen können.

Ebenso wie sie gekommen sind, verschwinden die beiden Krieger wieder in der Dunkelheit. Wie in den Tropen üblich, stürzt sich die Sonne beim Untergehen steil unter den Horizont, da ist nicht viel mit Dämmerung.

Als das Feuer schließlich knistert und flackert, versammeln wir uns bei einer Flasche warmen Safari-Biers um das Lagerfeuer. Ein brillantklarer Nachthimmel wölbt sich über uns. Die Milchstraße ist mit der Hand zu greifen. Später am Abend bekomme ich zum ersten Mal in meinem Leben das Kreuz des Südens zu sehen, eine etwas enttäuschende Angelegenheit, eher ein Sternenhäufchen. Was freilich stört, ist der starke Autoscheinwerfer, der die Küche neben dem Truck erleuchtet. Aber weiß der Teufel, was herausgekommen wäre aus der köstlichen Gemüsesuppe, den Spaghetti und der Hackfleischsoße sowie dem frischen Obstsalat, wenn unsere Köche nichts gesehen hätten!

Am Morgen des nächsten Tages bekommen wir früh Besuch aus der wenige Kilometer entfernten Boma, dem typischen Dorfkrall der Massai. Hinter einem gewaltigen Verhau aus Dornbuschgestrüpp, das die Bewohner gegen wilde Tiere schützen soll, verbergen sich ihre abgerundeten, eher formlosen Lehmhütten. 20 bis 25 von unseren Gastgebern (sollten wir gerechterweise sagen) nebst zwei Herden von Buckelrindern mit den dazugehörigen Schwaden von Fliegen kommen in unser Lager. Bis auf einen alten würdevollen Mann von etwa 60 Jahren sind sie alle nicht älter als 25. Ein Bild prägt sich mir ein wie die wohlgeordnete Inszenierung für ein Gemälde: Am linken »Bildrand« stehen drei Knaben, die sich durch ihre durchweg schwarze Farbe von allen übrigen abheben. Ihre Baumwolltuniken sind ebenso schwarz wie ihr Haar und ihre Haut. Dazu tragen sie ein geflochtenes Kopfband, von dem mehrere schwarze Straußenfedern über ihre Schultern und

Rücken herabfallen. Wie ich später erklärt bekomme, handelt es sich bei ihnen um erst kürzlich beschnittene Jungen, die sich von dieser ohne Betäubung und mit nicht desinfizierten Messern durchgeführten Prozedur erholen.

Rechts von ihnen, ein wenig abgesetzt, stehen drei speertragende Moran mit ihrer typischen rotbraunen Lehmfrisur. Ihnen schließt sich - auch gleichsam durch eine Anstandslücke getrennt - eine Gruppe lebhafter und farbenprächtig geschmückter junger Mädchen und Frauen an, von denen drei lässig ihre knuddligen Päckchen auf ihren Rücken herumtragen. Mehr zum Betrachter zu steht für sich allein der würdige Alte, wahrscheinlich der Dorfälteste. Als einziger trägt er ein westlich anmutendes Kleidungsstück, einen mit einem Pelzkragen versehenen Wintermantel, unter dem spindeldürre Beine hervorstecken. Diese mir ziemlich streng erscheinende Anordnung wird lediglich durch ein kleines munteres Mädchen durchbrochen, das sich den drei jungen Kriegern zugesellt.

Welche Motive! Man könnte arm werden. Hier 13 »schießwütige« Fremdlinge und da 25 Massai in ihrer natürlichen Umgebung! Das ist etwas, was wir lernen müssen: Die Massai verlangen 10 TSh pro Person und Bild, gehandelt wird nicht. Und das gilt im ganzen Massagebiet. Allenfalls gibt es bei mehreren Personen auf dem Bild einen gewissen Mengenrabatt. So lassen sich die Männer für das Foto mit den drei jungen Müttern und ihren Kindern auf dem Rücken auf den Preis von 40 TSh herunterhandeln. Will man jemanden für den festgelegten Preis fotografieren, so ist es okay, dann kommt man den Wünschen des Fotografen entgegen, wischt sich aber schnell noch das persönliche Lächeln vom Gesicht und setzt eine Maske auf. Will man sie für diesen Preis nicht fotografieren, so berührt es sie in keinsten Weise, dann legen sie ein marktuntypisches Verhalten an den Tag. Es scheint ihnen völlig gleichgültig zu sein, ob sie 10, 20 oder 30 oder gar keine Schillinge »verdienen«. So sympathisch diese Einstellung ist, so sehr

blutet einem das fotografische Herz. Vielleicht ist ihre Einstellung eine Anpassung an den marktorientierten Besucher, vielleicht aber verlangen sie auch nur deshalb Geld, um den Touristen zu entlasten? Eine Entlastung ist es zweifellos, denn da sie die Bedingungen für das Fotografieren stellen, brauchen wir uns keine schlechten Gefühle oder gar ein schlechtes Gewissen zu machen, dann können wir auch das Wort ›Ausbeutung‹ aus unserem Vokabular streichen. Später fragen wir Trevor, ob er schon einmal Probleme mit den Massai diesbezüglich gehabt habe und er erzählt uns, dass es nur ein einziges Mal während seiner vielen Safaris eine bedrohliche Situation gegeben habe, als ein Massai-Krieger einem Touristen seinen Fotoapparat zerschmettert habe, als dieser ihn »unbemerkt« fotografiert hatte.

So lange man den Tauschhandel Geld für Bild als eine nüchterne geschäftsmäßige Transaktion behandelt, ist alles in Ordnung, aber mehr als gestellte Bilder bekommt man nicht. Den unverwechselbaren persönlichen Charme der Massai auf den Film zu bannen wird mir nur ein einziges Mal glücken, bei einem etwa siebenjährigen Mädchen später im Lager am Lake Natron.



